

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Flitterwochen.

Von Mabel C. Ueb. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Treitel.

Der kleine Badort lag nach einem heißen Augusttage ruhig im Mondschine da; die meisten Einwohner schliefen bereits, obgleich es erst etwas nach 10 Uhr war. Nur durch die offenen Fenster eines kleinen, weißen Hauses, am Ende der langen, schmalen Straße, drangen noch die Töne eines leise auf einem Klavier gespielten Liebes.

Die Vorhänge der Fenster waren zurückgezogen. Von draußen her waren ein Paar Füße in feinen Lederschuhen auf dem Fensterbrett sichtbar. Sie gehörten einem jungen Manne, der rauchend in einem tiefen, niedrigen Sessel saß. Das Lieb war zu Ende, und ein junges, weibliches Wesen mit glückstrahlenden Augen trat an das Fenster und sah träumerisch hinaus.

„Unser letzter Abend hier!“ sagte sie nach einer Weile traurig. „Und nun sollen unsere Flitterwochen vorüber sein, Felix?“

„Ja,“ meinte dieser, „das ist leider so.“

„Felix, es war doch wundervoll, nicht?“

„Ja, das ist wahr. In jeder Beziehung.“

Lucie war zu ihm getreten, und er legte den Arm um sie und zog sie an sich.

„Und du gehst doch auch ungern fort von hier?“

„Ja — aber, weißt du, mal wieder in einem bequemeren Stuhl sitzen zu können, ist auch nicht übel.“

Dabei rutschte er hin und her, um eine behaglichere Stellung in seinem Sessel zu finden, und sie lachte und lebte sich an ihn.

„Ganz wie ein Mann gesprochen! Aber, nicht wahr, Felix, du fandest sie doch auch herrlich, die langen, ruhigen Abende, die wir ganz für uns selbst hatten, ohne durch irgend jemand gestört zu werden?“

„Selbstverständlich! Vielleicht habe ich sie sogar noch mehr genossen als du; denn ich hatte dich als Gefährtin, du hastest aber nur mich!“

Lucie lachte.

„Vorzeiten, Felix!“

„Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Beide blickten auf das friedliche Bild draußen.“

„Felix, laß uns immer unsere Abende so verbringen, wenn wir erst zu Hause sind! Ich meine, wir wollen keine Leute bei uns haben oder zu ihnen gehen. Es ist so langweilig! Was sollen wir auch mit ihnen? Laß mich allein bei dir sein. Wir könnten immer Flitterwochen haben, wenn es nach mir ginge!“

„Ich wünsche mir nichts Besseres,“ sagte er zärtlich.

Lucie saß allein in ihrem behaglichen Wohnzimmer und blickte nachdenklich in das Kaminsfeuer — eine Tageszeitung in ihrem Schoße, deren Spalten sie von Zeit zu Zeit überflog.

„... Symphonie-konzert! Vor einem Jahre waren wir beide noch hingegangen, aber jetzt — Ob es Felix wohl übernehmen würde, wenn ich ihn vorschläge, mit mir hinzugehen? Ob er dann denken würde, daß ich unseiner Abende müde bin?“

Sie schufte leicht, richtete sich auf und

fachte das Feuer an. — „Ich bin es gewiß nicht — ich nicht. Mehr als je liebe ich ihn. Aber — — ach, wäre es doch nicht so schwer, mit dem Ausgehen wieder anzufangen! Als wir damals zurückkamen, hätte ich es überhaupt nicht für möglich gehalten, daß ich jemals wieder Verlangen danach verspüren könnte — es schien so wundervoll, die ganzen, langen Abende für uns allein zu haben, besonders, da Felix doch den Tag über fort ist. Aber — — Schuberts Unvollendete Symphonie und eine Beethoven'sche Divertüre — — Ob Felix wohl dieses eine Mal mit mir hinginge?“

„Ein Telegramm, gnädige Frau!“

Lucie nahm es, riß es auf und starrte es mit weitgeöffneten Augen an:

„Komme heute spät nach Hause. Unerwartete Abhaltung. Felix.“

Der erste Abend seit ihrer Hochzeit, den sie nicht zusammen verleben sollten! Da mußte etwas Wichtiges im Bureau vor-

gefallen sein! Aber das stand nicht in der Depesche — da stand nur: „Unerwartete Abhaltung.“

Armer Felix! Wie ärgerlich für ihn — und auch für sie, die sie nun einen langen, einsamen Abend vor sich hatte. Da durchquerte sie plötzlich ein Gedanke: Wenn sie jetzt, da Felix ja doch nicht nach Hause kam, ins Konzert ginge,



Prinz Eitel Friedrich als Herrenmeister des Johanniterordens auf dem Kirchgang in Sonnenburg.

In Sonnenburg, dem alten Sitz des Johanniterordens am Rande des Wartte-Bruchs, hat kürzlich Prinz Eitel Friedrich als Herrenmeister des Ordens eine neue Anzahl von Rittern durch Handschlag und Investitur feierlich aufgenommen. Die Zeremonie erfolgte mit dem herkömmlichen Pomp, von dem unser Bild eine Anschauung gibt. Berliner Illustrations-Gesellschaft phot.

dann könnte er doch eigentlich nicht verkehrt sein! Sie brauchte es ihm ja auch überhaupt gar nicht zu sagen, wenn er nicht —

Aber, wenn er nun vor ihr nach Hause käme, würde er es nicht übel vermerken, wenn sie ihn nicht ermarkete? Sie es nicht übel vermerken, wenn sie ihm nicht einen Blick auf das Programm in der Zeitung und — — eilte aus dem Zimmer.

„Emma, schnell mein Abendbrot! Der Herr kommt nicht, und ich will fortgehen!“

Eine Stunde später saß Lucie auf einem Balkonplatz des Konzertsaales, wo sie oft mit Felix in ihrer Verlobungszeit gefressen hatte.

„Wir hätten ruhig ab und zu einmal hergehen sollen! Aber wir wollten ja ganz allein beisammen sein! Ob Felix nicht gern einmal hergehen würde? Wie soll ich es ihm bloß vorschlagen, ohne daß er denkt, ich — ach Felix!“

Der Saal füllte sich sehr rasch; die Orchester-Mitglieder nahmen ihre Plätze ein und begannen ihre Instrumente zu stimmen. Lucie lehnte sich befriedigt zurück.

Schuberts Unvollendete ergriff sie so, daß sich ihre Augen mit Tränen füllten. Sie mußte die ganze Zeit an den glücklichen Abend



Ein versunkenes Idyll: „Winkel in Zitr.“ Nach einem Gemälde von Professor Gustav Eilers.

Das Gemälde, in dem ein Stück Schönheit aus Zitr, wie es vor dem furchtbaren Brande alle Bewohner entzückte, gerettet erscheint, ist augenblicklich auf der Großen Berliner Kunstausstellung zu sehen. Es hängt im Saal 6b. Herm. Boll phot.

denken, an dem sie mit Felix zusammen hören durfte.

Sie verließ den Saal, voll der herrlichen Melodien, denen sie wieder einmal gelauscht hatte, und im Omnibus auf dem Nachhauseweg wunderte sie sich unablässig, wie sie einen solchen Genuß so lange hatte entbehren und sich mit ihrem eigenen Klavierspiel hatte begnügen können.

Und Felix auch — Felix auch, der gute Musik ebenso leidenschaftlich liebte wie sie; wie hatte er die schönen Konzerte, zu denen man so leicht gelangen konnte, nicht vermissen können? Sie schüttelte den Kopf.

Hoffentlich wartete er nicht schon zu Hause, allein und vernachlässigt, auf sie.

Während sie in ihre Gedanken vertieft im Omnibus saß, hielt ein Wagen vor ihrer Haustür, und Felix sprang heraus.

„Gute Nacht, alter Freund, vielen Dank! Es war eine gute Idee von dir, mich abzuholen!“

„Freut mich, daß es dir gefallen hat,“ antwortete eine Stimme aus dem Innern des Wagens. „Das nächstemal mußt du deine Frau mitbringen. Diesmal hatte ich ja leider nur zwei Billets. Also adieu!“

Der Wagen rollte schnell davon, während Felix die Treppen mit ziemlich schuldbewußter Miene hinaufstürmte. Er nahm den Drücker aus der Tasche, öffnete die Entreetür und ließ seinen gewohnten leisen Pfiff ertönen, bei dem Lucie sofort auf dem Korridor zu erscheinen pflegte, um ihn zu begrüßen. Heute kam aber merkwürdigerweise nur Emma sehr verschlafen aus der Küche.

„Gnädige Frau ist ausgegangen. Soll ich dem Herrn Abendbrot bringen?“

„Abendbrot — ja, nein, ich werde noch ein bißchen warten. Hat meine Frau gesagt, wohin sie ginge?“

„Nein, sie hat nur sehr schnell Abendbrot gegessen und war dann gleich fort.“

„Wissen Sie, ob sie noch mein Telegramm bekommen hat?“

„Tawohl, das Telegramm habe ich ihr noch gebracht.“

Er trat in das verlassen Wohnzimmer ein und ging leise pfeifend an den Kamin. Die Melodie, die er pfeift, war aus Schuberts Unvollendeter Symphonie.

Während er inne und zündete sich eine Zigarette an.

„Wie sie es genießen haben würde,“ murmelte er gedankenvoll. „Ich glaube, das eintönige Leben ist nichts für sie. Aber, wenn ich ihr eine Abwechslung vor-

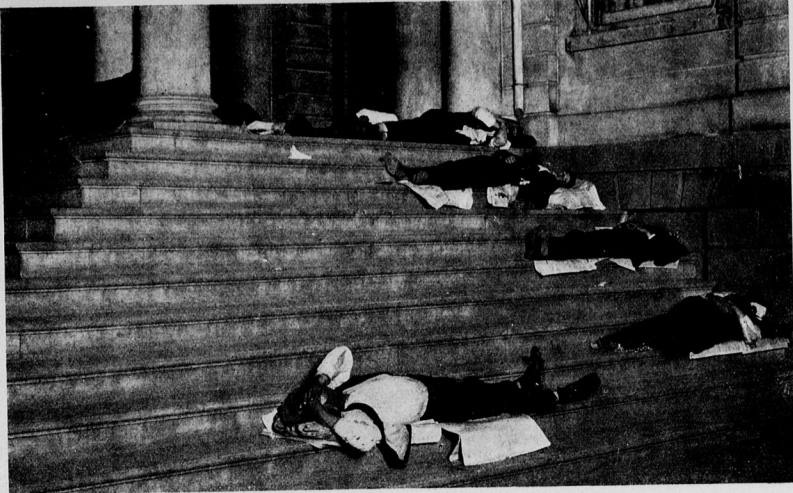
schläge, wird sie am Ende denken, daß ich des Alleinseins mit ihr überdrüssig bin. Ob ich ihr sage, daß ich heute mit Fritz im Konzert war? Vielleicht verlegt es sie. Sie scheint sich aber im übrigen Zerstreung gesucht zu haben.“

Er wartete eine Weile ungeduldig und gelangweilt und war gerade im Begriff, ärgerlich zu werden, als es klingelte, und Lucie gleich darauf mit vor Erregung leuchtenden Augen ins Zimmer trat.

„Du wartest doch hoffentlich noch nicht lange auf mich, Felix?“ sagte sie entschuldigend.

„Nein so sehr lange noch nicht,“ sagte er verstimmt. „Aber ich wußte gar nicht, daß du ausgehen wolltest.“

„Es war wohl etwas geschäftlich Unangenehmes, das



New Yorker Nachthitze: Die Flucht auf die Steine.

Es sind nicht etwa lauter Odbachlöse, die hier auf den Treppen eines öffentlichen Gebäudes ihre Nachtruhe halten. Sie haben vermutlich alle ihre leidlichen Bett, aber die furchtbare New Yorker Hitze hat es in einen Dien verwanbelt. Und da sie nicht im Wasser schlafen konnten, so haben sie sich wenigstens einer tüchtigen Granitstufe anvertraut.

Filip Kester phot.



Bürgermeister und Magistra von Rothenburg in historischer Tracht.

Im Städtchen Rothenburg ob der Tauber findet alljährlich ein historischer Festzug statt, an dem sich die Aufführung eines Festspiels, „Der Meiertrunt“ betitelt, anschließt. Von der Veranlassung dieser Veranstaltungen führen die Rothenburger auf die Belagerung des Ortes unter Tilly zurück, bei der ein Bürger durch seine erkannte Trübsal seine Vaterstadt vor Zerstörung bewahrt hat. Unser Bild zeigt Bürgermeister und Magistra von Rothenburg in der Tracht ihrer einstigen Amtsvorgänger. H.T.G.



Frau Cahier von der Wiener Hofoper als Strassensängerin in Kopenhagen. Worm-Petersen, Christiania.

Sie bekannte Sängerin hat bei diesen Vorträgen, die sie zum Besten armer Kinder in Kopenhagen veranstaltete, beträchtliche Summen eingenommen und ein Beispiel gegeben, das hoffentlich bei anderen Künstlern im Interesse der musikalischen Geschmacksbildung des Volkes Nachahmung finden wird.

bich aufhielt?“ fragte Lucie, ohne auf seine Worte einzugehen. „Bist du müde?“

„Ein bißchen. Nicht allzusehr.“

Er war froh, daß er ihre erste Frage nicht zu beantworten brauchte. Gern hätte er sie gefragt, wo sie ihren Abend verbracht hatte, aber sein Stolz ließ es nicht zu.

Sie gingen zusammen ins Wohnzimmer und legten sich schweigend zu Tisch; beide schienen erfüllt von Gedanken, saßen auf ihre Keller nieder, lächelten gelegentlich flüchtig und blickten dann scheu auf, um zu sehen, ob es der andere auch nicht bemerkt habe.

Endlich stand Lucie auf.

„Ich werde jetzt zu Bett gehen,“ sagte sie und dachte im Stillen, daß Felix wohl ein Wort der Erklärung für sie über sein heutiges Ausbleiben hätte finden können, oder daß er wenigstens das ihrige berührt haben konnte.

Sie ging auf die Tür zu und summete leise vor sich hin. Felix horchte auf, als sie hinausging, denn die Melodie, die sie summete, war doch aus Schuberts Unvollendeter

Symphonie? — Er sah noch immer an Tisch, zündete sich eine neue Zigarette an und zog dann ein Programm des heutigen Symphoniekonzertes aus der Tasche. Er entfaltete es und begann es zu überfliegen.

„Habe ich — habe ich meinen Mantel hier gelassen?“ fragte Lucie, die etwa zwanzig Minuten später ins Zimmer stürzte.

Sie hatte einen hellblauen Morgenrock an, ihr Haar fiel lose auf die Schultern herab. Da erblickte sie plötzlich das Programm, das Felix noch in der Hand hielt.

„Felix, das ist meins — ich — habe es vorhin hier liegen lassen! Ach, Felix!“

Sie kam schnell auf ihn zu und . . .

„Was ist deins?“ fragte er langsam und erkannt, während er verdrüßte das Programm unauffällig in seine Tasche zu befördern. „Was meinst du denn? Wovon sprichst du eigentlich?“

Sie sagte rasch seine Hand. „Das Programm! Es ist meins!“ rief sie erregt und ergüß es.

Am Rande des Blattes waren einige Bleistiftstriche zu sehen, welche ein paar Musikanten darstellten, die Felix mit wenigen Strichen in ihren charakteristischen Stellungen festgehalten hatte.

„Vergott, das ist ja aber gar nicht meins!“

Sie ließ es entsetzt fallen und starrte Felix an. Der lachte plötzlich laut auf — und beide begannen zu verstehen.

„Nächstes Mal gehen wir aber zusammen, nicht wahr, liebe Lucie? Was meinst du?“

Aus dem sibirischen Bagno.

Eine erschütternde Schilderung der furchtbaren Leiden und Entbehrungen, die die russischen Verbannten heute noch wie vor 20 Jahren in den eisen- und schneebedeckten Ebenen Kolymas im nördlichsten Sibirien erdulden müssen, gibt der bekannte russische Schriftsteller Lane.

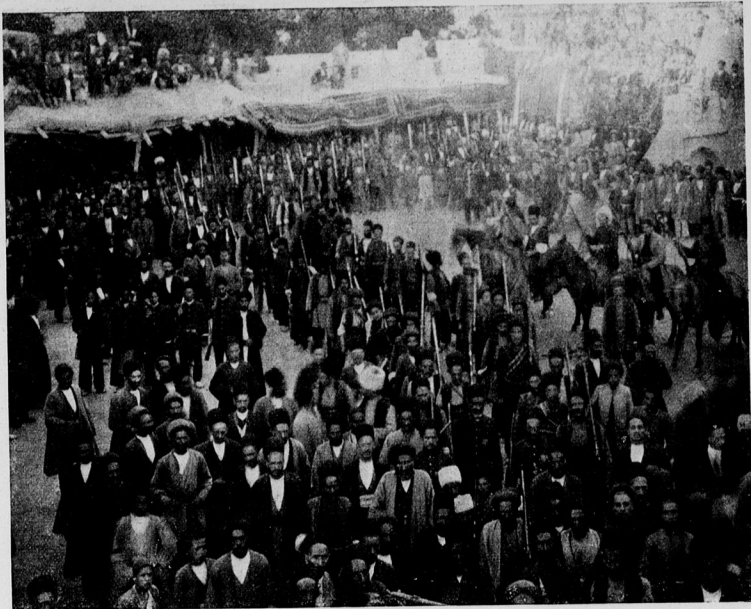
Nicht und ein halbes Jahr hat Lane in jener Hölle verbringen müssen, hat die Genossen um sich untergehen sehen, einen nach dem anderen, durch Hunger, oder in der Nacht

des Wahnsinnes, meist junge Leute, die als „politisch Verdächtige“ auf fünf oder zehn Jahre in diesen Bezirk verbannt wurden, aus dem nur die wenigsten heimkehrten.

Die Reise nach Kolyma währte 16 Monate, meine Verbannung insgesamt zehn Jahre,“ so beginnt Lane seine in ihrer einfachen Knappheit doppelt ergreifende Schilderung. „20 Jahre war ich alt, als ich verhaftet wurde. Mein Verbrechen war, daß ich liberale Anschauungen geäußert habe. Unter meinen Leidensgefährten befanden sich noch ein sechzehnjähriger Knabe und ein Gymnasiast von 15 Jahren. Insgesamt waren wir einige 50 „Politische“; so kamen wir endlich nach Kolyma, dem neunten Kreise der sibirischen Hölle. In einem großen, leeren, halbverfallenen Hause richteten wir uns ein, so gut es gehen wollte. Wir trugen russische Kleidung, den engen Pelzrock, Pelzmütze, dicke, wollene Hauthandschuhe. Aber auch in dieser Kleidung war es qualvoll, in jene Regionen einzubringen. Oft schrien wir auf vor Schmerz, wenn wir die erfrorenen Hände an einer Flamme zu erwärmen versuchten. In unserem gemeinsamen Hause in Kolyma war es da wenigstens besser: wir hatten Wärme.

Aber ein anderes Leiden hartete unser: Hunger. Die Regierung verkaufte zwar Mehl — das Pfund zu 50 Kopelen — aber woher sollten wir Geld nehmen? Wir aßen angefaulten Lachs, getrocknetes Fleisch, wir tranken Tee. Aber die Portionen waren zu klein, sie reichten nicht aus. Man maß sie uns zu, wie Schiffbrüchigen den letzten Proviant. Und der Hunger schwang sein Szepter. Die Pferde drängten sich um die Küche, die Frauen der Deportierten belagerten die Kochstelle. Alle Augen ruhten gierig auf dem großen Kessel. Wenn der Aufseher einen Augenblick unaufmerksam ist, dann gleiten hastig nackte Hände in das brodelnde Wasser, nur um irgend etwas zum Essen zu erlangen. Nur irgend etwas zum Essen.

Hin und wieder, wenn die Leidenszeit eines Kameraden abgelaufen war, dann veranstaltete man so etwas wie ein Fest. Aus Gerstenehl wurden Kuchen gebacken, und manchmal gar kam es zu einem besonderen Leckerbissen: Pferdefleisch. Dann aßen die Ausgehungenerten, aßen, bis der geschwächte Magen revoltierte. . . . Aber diese Feste waren selten, und sie waren teuer. Besonders schlimm wütete der Hunger in den Frühjahrsmonaten, im April, im Mai. Nirgends Fleisch, kaum hier und dort ein Fisch, nirgends Fett.



Abmarsch persischer Revolutionäre aus Täbris.

Persien in Aufruhr.

Hierzu die Bilder auf dieser Seite.

Persien, das lange genug unter einem kirchlichen Diktat geknacktet hat, will seine Ketten abschütteln, und der Schah versucht mit Kanonenschüssen und mit Hilfe mordender und plündernder Kosaken diesen Freiheitsdrang niederzuschmettern. Unsere Bilder geben einen unmittelbaren Eindruck von den Gegnern, die sich im erbittertesten Kampfe gegenüberstehen — auf der einen Seite die Kosaken des Schahs, die jetzt die einzige sichere Stütze seines Thrones bilden, auf der anderen die Revolutionäre von Täbris. In dieser, eine Tagereise von Teheran entfernten Hauptstadt der Provinz Azerbeidschan liegt ja der Herz der ganzen revolutionären Bewegung. Und wenn jene Leute mit einer Art von nerviger Wichtigtuererei sich der Kamera darboten, so haben doch die Ereignisse bewiesen, wie ernst es ihnen um ihre Sache ist, die sie sicherlich bis zum letzten Ende durchzuführen werden.

Dies und Jenes.

Hundegesellschaften. Der Echshund der Londoner Schönen ist schon lange ein wohlberechtigter Teilhaber des eleganten Broughams und Motorwagens, und wertvolle braune Spitze über King Charles-Bachelhunde bei sich zu haben, wird als das „korrekteste“ betrachtet, wenn man in der Stadt umherfährt oder „geht“. Die Liebhaberei für diese gefelligen Hunde, für die oft fabelhafte Summen ausgegeben werden, hat jetzt ein lächerliches Stadium erreicht. Die neueste gesellschaftliche Liebhaberei ist, Hunde „Gesellschaften“ zu geben. Das Programm wird mit der strengsten Etfette durchgeführt. Gedruckte Einladungen werden versandt, und jeder von den „befreundeten“ Echshunden mit seiner Herrin wird gebeten, zur „Gesellschaft“ zu erscheinen, ungefähr in folgenden Ausdrücken: „Miss Mopsy bittet um das Vergnügen, Maister Bunch zum Tee am Sonnabend nachmittags bei sich zu sehen. Knochen und Drei um 4 Uhr. H. W. G.“



Die Kosaken des Schah.

Die Hungersnot klopfte dann selbst bei den Beamten an, dem Polizeimeister und bei dem Geistlichen. Die Hunde schwankten vor Schwäche; stürb einer vor Erschöpfung, so gab das einen Schöbraten für die Kameraden. Die Priester und die Polizeienteu pflegten ihren Hunger durch Branntwein zu betäuben.

Wir aber hatten keinen. . . Wir wandten über die weite Schneefläche, am helllichten Tage schlafend, erschöpft, halbtot. Ich erinnere mich, daß ich von einer Tür ein Stück Leder abriß; das gab Suppe für zwei Tage. Wir umschlichen wie lauernde Wölfe die Depots; manchmal lagen dort Klumpen verschimmelten Mehls, die man fortgeworfen hatte. Alles wurde erast und verschlungen. . . . Wachstertzenstummel wurden gesammelt, geschmolzen und verzehet. . . . So war unser materielles Dasein. Aber unseren Gemütszustand zu schildern, das ist unmöglich. Jeder verschloß sein Leid, seinen Kummer, seinen Ingrimm in sich.

Zwei lange Monate währte die Winternacht. Auf der Straße ward jeder Pfennig zu einem hellen Knirschen. Im Wald aber herrschte die Stille des Todes. Kein Tier, keine Nahrung, nirgends, nirgends. Das Wild war südwärts geflohen. Der Wind hatte aufgehört; nicht ein Zweig bewegte sich. Es war, als ob alles auf immer zu Ende wäre.

Und doch lebten wir noch, wir harrten der Post. Dreimal im Jahre kam sie mit Zeitungen, mit Briefen, die älter waren als sechs Monate. Einige von uns erhielten ein Jahr lang kein Lebenszeichen, manche noch länger nichts. Einer von uns, der seit 18 Monaten nichts mehr von „daheim“ gehört hatte, empfing eines Tages einen zitternden Hand an den einzigen Sohn einen letzten Gruß geteilt. Ich werde die Verzweiflung des jungen Menschen nie vergessen. Wir mußten ihn überreden, um ihn am Selbstmord zu verhindern. Wie viele haben dort unten so gehandelt! Ich erinnere mich einer langen Reihe von Kameraden: der junge Gehlmann stürzte sich in den Fluß; Guforowsky erhängte sich. Kantowitsch und Bolmann wurden mahnünftig. Janof zerschmetterte sich den Schädel. . . . Ich könnte die entsetzliche Liste fortsetzen. . . .



Persische Revolutionäre. (Siehe den Text auf dieser Seite.)

Mit der größten Feiertagsfeier erscheinen die kleinen Gäste; sie sind schön gepulvt und tragen moderne Röschchen und Kragen. „Mr. Punch“ begrüßt seine Gattin „Miss Mopsy“, und ungefähr um die festgelegte Stunde „setzt sich“ die verjammelte Gesellschaft zu einem üppigen Mahl, das vernünftlich den Ärzten am nächsten Tage viel zu tun geben wird. Unter Geläch und Gebell werden die winzigen Wirtstische vor die verlassenen Schüsseln gestellt, die je nach der Aufnahmefähigkeit jedes Bündchens gefüllt werden. Infolge der verschiedenen Futtermengen, die verteilt werden, hält es oft sehr schwer, eine „Gunde-Empörung“ zu vermeiden. Oft gibt es eine „Lebererkrankung“ für jeden Gast in Gestalt von Kragen, Fettschen und Glöcken, die den Namen des zukünftigen Eigentümers tragen. Nach dieser Verteilung bricht die Gesellschaft auf, und die Gäste gehen nach Hause.

Zur Geschichte der Brille, die für die heutige Menschheit eine so große Bedeutung gewonnen hat, bringt die italienische Zeitschrift „Momento illustrato“ einige interessante Daten bei. Sie legt die Erfindung der Brille in die Zeit zwischen 1280 und 1311, und sie beruft sich dabei auf eine interessante Grabchrift, die sich in Florenz in Santa Maria Novella befindet; es ist der Grabstein des Florentiner Nobils Savino degli Armati, der 1317 starb und als „Erfinder der Brille“ erwähnt wird. Die Annahme findet eine Bestätigung in dem „Historischen Traktat über die Nasenbrille“, erfunden von Savino Armati, einem florentinischen Edelmann, der von Domenico Maria Manni verfaßt und 1732 in Florenz gedruckt wurde. Allein in schon viel früheren Zeiten fehlt es nicht an Schriftstellern, die zeigen, daß der Gedanke, die mangelnde Sehsicht durch künstliche Mittel zu ergänzen, bereits mehrfach aufgetaucht war. Plinius noch zu berichten, daß Nero an Kurzsichtigkeit leidet; bei den Gladiatorenkämpfen konnte man beobachten, daß er sich eines kunstvoll gefärbten Edelsteines, eines großen Smeragdes, bediente, um den Schauspielern zu folgen. Die Chinesen scheinen schon in alter Zeit den Gebrauch von Augengläsern gekannt zu haben. Im 11. Jahrhundert finden sich einige außerordentlich interessante Erwähnungen der Vergrößerungsbrillen in den Schriften des Arabers Alhazan.

Für die von einem Engländer verfertigte Ansgangung, wonach Roger Bacon der berühmte gelehrte Mönch, der im 13. Jahrhundert durch seine realistischen Forschungen in der scholastischen Zeit so heißen Kampf entfesselte, anschließend an seine Erfindung des Vergrößerungsglases auch die Brille konstruiert habe, fehlt es an überzeugenden Nachweisen. Bei Karl V. findet man aber schon zwei Brillen; sie werden 1379 im Inventar ausdrücklich erwähnt. Die eine hatte einen Holzgriff, die andere war in schmales Horn gefaßt. Das Verzeichnis des Eigentümers des Herzogs von Burgund vom Jahre 1400 nennt ein kleines Augenglas mit goldenem Handgriff. 1482 wurden in Nürnberg Augengläser gewerbsmäßig hergestellt; die Erfindung der Buchdruckerkunst steigerte den Gebrauch der Augengläser. Aber die ersten Brillen waren nur für Weitsichtige brauchbar; zur Herstellung von Augengläsern für Kurzsichtige kam es erst unter Leo X. (1516-1521), der Medicinern, daß er an starker Kurzsichtigkeit litt, befohl eine Brille. Eine alte Chronik berichtet, daß er sich ihrer auf der Jagd zu bedienen pflegte und damit die Falken in den höchsten Regionen deutlich erkennen konnte; allein wenn er ein Buch las, mußte er die Nase zwischen die Seiten stecken. Erst in dem 16. Jahrhundert beginnt, der wachsenden Verbreitung der Augengläser folgend, die Bestimmbenheit sich mit der Brille zu beschäftigen. Es entstanden nun zahllose Theorien; der Geist der Zeit wollte für alles eine Erklärung, und man erklärte das Schermergen durch einen feberischen Geist, der in Auge wirkte. Erst mit Newton kam man zur Erkenntnis der Schärfe und zur Anbahnung der Visionen an das Auge.

Die Stimmphotographie. Einen Apparat, der Vibrationen der Stimme photographiert, hat nach einem Bericht der Pariser Akademie der Wissenschaften Dr. Marage erfunden. Das Verfahren ermöglicht es, Aufnahmen der Schallwellen bis zu einer Länge von über 20 m herzustellen; die Photographien gestalten es, Fehler der Stimmbildung klar zu erkennen. Die Wissenschaft hat auf diese Weise ein ganz neues Mittel erster Untersuchung gewonnen.

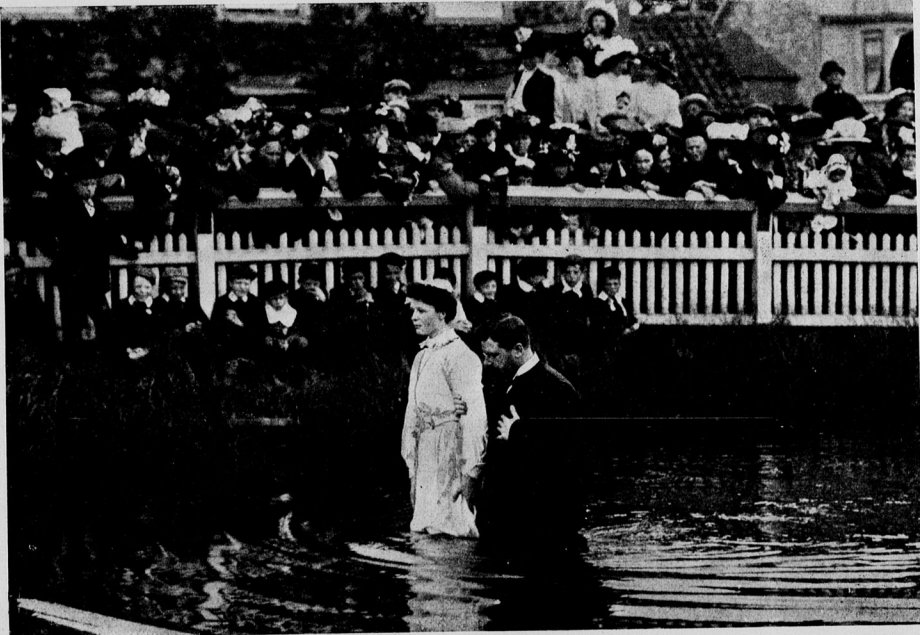


Frau W. H. Taft, die Gattin des zukünftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten. George Grantham photo.



Löwen als Spielgefährten.

Getier Frieden und Kameradschaftlichkeit atmet die kleine Gruppe von Löwe, Hund und Menschlein. Aber es ist damit nicht besser bestellt wie mit dem Frieden in der großen Welt. Nach einem Jahre spätestens wird man die Löwen hübsch hinter eiserne Gitter sperren müssen, und die Hunde werden in dessen Längst geteilt haben, daß der Mensch außer Streichelein und warmer Milch auch Krugeluppen A. Hoffmann photo.



Eine Baptisten-Taufe in England.

In England gibt es bekanntlich eine außerordentlich große Anzahl von Baptistenkirchen, deren religiöse Anschauungen vielfach voneinander abwichen. Wollige Einigkeit besteht natürlich in ihrer Glaubenslehre, daß die Taufe erst am Erwachsenen vorgenommen werde, und daß ein völliges Untertauchen des Taufkinds, und zwar in fließendem Wasser stattfinden müsse. Unser Bild gibt den Augenblick vor dem Untertauchen wieder.

Der Nutzen der Tränen. Als ein Symbol höchsten Menschens ist die Träne in der Dichtung und im Volksglauben, als die kostbare Perle der Seele, die nur in den Stunden tiefer Trauer aus Nicht des Tages sich hervorwagt. Nun ist auch die Wissenschaft an dieses melancholische Geheimnis herangetreten; mit dem fähigen Blick des Forschers prüft sie die glühenden, schimmernden kleinen Perlen, untersucht ihren Ursprung und kommt zu dem Ergebnis, daß die Träne für das Gleichgewicht des von festlichen oder körperlichen Leiden ergriffenen Organismus von ausschließlichen praktischen Nutzen ist, ja gewissermaßen ein von der Natur bereitgestelltes Gegenmittel darstellt, das den Schmerz lindert, die Empfindungskraft befreit und dem Leid seine erdrückende dumpfe Schwere nimmt. Mit diesen Fragen beschäftigen sich die Forschungen von Dr. Wagnbaum, deren Ergebnisse in der neuesten Nummer der „Revue“ veröffentlicht werden. Im Zustand der Trauer zeigt das Gehirn eine Abnahme des Blutandrangs; die Träne ist nun ein natürliches Hilfsmittel, um diese Blutdurchströmungen in den Gehirnzentren zu steigern. Denn die Tränen zeigen in ihrer Zusammenziehung dieselben Eigenschaften wie die flüssigen Mittelteil: sie sind ein Abfluß von Blut, das in den Tränenvennen zu Tränen umgewandelt wird. Die Blutarmut des Gehirns im Zustand der Trauer bringt eine gewisse Verlangsamung, einen gewissen Grad von festlicher Trägheit und geistiger Gleichgültigkeit hervor; man könnte es eine Anästhesie des Hirns nennen. Sie hat zur Folge, daß das blutreichste Gehirn die Einwirkung nicht mit der gleichen Kraft aufnimmt wie vordem; das Gehirn wirkt weniger erhellend, weniger überwältigend, weniger „schmerzhaft“. Bei dem von einem Schmerz ergriffenen Organismus verfließen die Tränen die Blutarmut im Gehirn, sie verdrängen also den Grad der Empfindungslosigkeit und werden so zu einem natürlichen Befähigungsmittel, das sich mit den künstlichen Mitteln, wie Chloroform, Äther oder Alkohol, vergleichen läßt. Man erkennt seinen Nutzen in Tränen, wie man ihn durch Alkohol bekämpft. Die krampfhaften Verzerrungen der Gesichtsmuskeln beim Weinen stehen im Dienste dieses „weißen Aderlasses“. In ihrer Zusammenziehung üben sie einen Druck auf die Tränenadren aus, pressen die Augenadren zusammen und führen dadurch das in ihnen enthaltene Blut zu den Tränenröhren. Bei den Kindern, deren Nervensystem noch besonders zart ist, wirken die Tränen so gewissermaßen als ein Sicherheitsventil, das das junge Gehirn vor dem vollen Einfluß des Schmerzes bewahrt. Aber nicht nur die Trauer entlockt den Augen Tränen; die höchste Festigkeit, die in einem krampfhaften Zustand sich entlockt, ist in vielen Fällen auch von Tränen begleitet. Hier versehen die Tränenröhren eine Funktion, die der beim Weinen entgegengesetzt ist. Das starke Lachen ist, vom physiologischen Standpunkt betrachtet, nichts anderes als eine Anstrengung. Beim Lachen benutzen wir dieselben Muskeln und in derselben Weise wie z. B. beim Heben eines schweren Gewichtes. Die Muskeln der Stirnmuskeln werden zusammengezogen, das Zwerchfell gelenkt, und die Muskeln, die die Bewegung des Brustkastens regeln, geraten nun in einen Zustand krampfhafter Bewegungslosigkeit. Die Atmung stockt, und nur kurze ruckartige Atemzüge unterbrechen diesen Stillstand. Allein, diese stoßweisen Atemzüge haben die Atemstockung nicht völlig aufzuheben. Man braucht nur das Gesicht eines stark Lachenden zu betrachten, die Verzerrung der Züge, und das Anschwellen der Schenkel, um die krampfartige Zusammenziehung seines Gehirns zu ahnen. Und diese Gefahr eines Schlaganfalls wird durch die Verzerrung der Gesichtsmuskeln noch erhöht, denn in ihrer Zusammenziehung pressen sie auf die äußeren Kopfschlagadern, aber jene Abwegung der großen Kopfschlagader, die dem Gesichte das Blut zuführt. Das Blut findet seinen Weg verperert und ergießt sich nun in die innere Kopfschlagader, die zum Gehirn führt. Diese aber ist durch das verdrängte Blut, das infolge der Atemstockung seinen Abfluß findet, verperert und könnte durch den Druck gesprengt werden, wenn die Ähren der Augen, die die innere und äußere Kopfschlagader verbinden nicht einen Abflußweg böten. In sie ergießt sich der Blutdruck, und der starke Zufluß preßt auf die Blutadren und die Tränenröhren. Es tritt jener „weiße Aderlaß“ ein, der dem im Kopfe gefaßten Blute Abfluß schafft.